
Lot nr.: L253383

Land/Typ: Europa

Europa-Sammlung mit 12 numismatischen Briefe mit Münzen sowie weiteren Sonderausgaben im Album.

Preis: 30 eur

[Gehen Sie auf die viel auf www.briefmarken-liste.com]





Foto nr.: 2

800 Jahre Bern

Der 700. Geburtstag der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Jahre 1991 fällt exakt mit dem 800. Jahrestag der Stadtgründung von Bern zusammen. Bei einem so wichtigen Doppeljubiläum ist es kein Wunder, daß man 1991 in der Bundeshauptstadt einen vollen Terminkalender mit vielen Festen und Feiern hat ...

Tatsächlich zählt der Veranstaltungskalender der «Geschäftsstelle BE 800» in seiner Ausgabe 02 vom Dezember 1990 volle 10 Seiten mit Ereignissen, die zu den beiden Jubiläumsanlässen geplant sind. Es ist fast unmöglich, alle Punkte zu erwähnen, die das Schriftstück festhält. Jedoch gibt es eine Reihe von Akti-

vitäten, die stark mit der Geschichte Berns oder seiner Funktion im heutigen schweizerischen Staatswesen zu tun haben und hier kurz erwähnt werden sollen.

Gleich mehrere aufeinanderfolgende Ausstellungen wird der Berner Käfigturm beherbergen. Den Anfang macht «Das Berner Jubiläum 1891» mit Material zum 700. Jahrestag der Stadtgründung vor 100 Jahren. «Noth und Hülfe» heißt das nächste Thema, und «Die Berner im Aargau – die Aargauer in Bern» wird die Reihe abschließen.

Das Naturhistorische Museum an der Bernastrasse wird sich mit dem legendären «Mutz», dem Berner Bären und stolzen Wappentier der Stadt, befassen. «Bären – Biologie, Bejagung, Brauchtum», nennt sich eine entsprechende Sonderausstellung, die einiges erwarten läßt, sind doch die dortigen Präsentationen immer glänzend aufgebaut und sehr sehenswert. Um beim Thema Bär zu bleiben: bestimmt ist es kein Zufall, daß der große Festzug Bern 800 gerade beim Bärengraben, dem international bekannten Wahrzeichen und Aushängeschild der Stadt, beginnen wird. Und auch die Touristen aus aller Welt geben ein neues Stichwort: Es kommen nämlich nicht

nur Ausländer nach Bern, sondern es wanderten früher auch etliche Berner ins Ausland, vor allem nach Nord- und Südamerika, aus. Ihnen ist wohl die Ausstellung «Berne in USA» gewidmet, die im Schloß Worb gezeigt wird. Genau wie zum Bären haben die Berner auch zur Aare eine ganz besondere Beziehung. Im Gebiet Schwellenmätteli/Matte wird daher das «Aarefestival» durchgeführt.

Dies sind – wie oben erwähnt – nur einige ausgewählte Punkte aus der umfangreichen Liste von Veranstaltungen, mit denen Bern zur 800-Jahr-Feier der Stadtgründung aufwartet. Ein Datum soll schließlich nicht unerwähnt bleiben: am 21. Juni 1991 findet die offizielle Jubiläumsfeier statt.

Soweit zu den aktuellen Ereignissen. Neben ihnen darf aber keineswegs die interessante Geschichte der Stadt Bern vergessen werden. 1985 hat sie der ehemalige Stadtarchivar Guido Schmezer in einer einprägsamen Broschüre erzählt, die als Grundlage für die folgende kurze Beschreibung diente. Die Geschichte der Stadt und der Republik Bern ist übrigens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts identisch. Erst ab 1803 wird zwischen dem Kanton Bern und der Einwohnergeme-



800 Jahre Bern

3000 Bern 1 Annahme

R

881

EINSCHREIBEN

PHILATELIE-VERSAND
Postfach 2491
3001 Bern



Foto nr.: 3



Dwight D. Eisenhower 100. Geburtstag 1990

Vom Kriegshelden zum Präsidenten – so könnte die Lebensgeschichte von Dwight David Eisenhower auf die kürzeste Formel gebracht werden. Der Fünf-Sterne-General und NATO-Oberbefehlshaber wurde mit großem Mehr für die Amtsperioden von 1953 bis 1961 gewählt und war als «Ike» in den USA äußerst populär.

«I like Ike» war denn auch der Slogan, der in der Wahlkampagne als zündender Funke unter die Leute gebracht wurde. Die Idee vermochte zu überzeugen: mit einer Rekordmehrheit wurde Eisenhower für eine zweite Amtszeit bestätigt. Nach seiner ersten Wahl hatte der kampferprobte Taktiker erklärt, er habe genug

Krieg gesehen und wolle nun für den Frieden kämpfen. Er verwirklichte dieses Versprechen schon wenig später, indem er durch seine Intervention maßgeblich zur schnellen Beendigung des Koreakrieges beitrug. Auch um die Entspannung im Verhältnis USA–UdSSR bemühte er sich nach Kräften, wenn auch hier zu jener Zeit noch nicht viel zu erreichen war. Am Ende seiner zweiten Regierungsperiode war der 34. Präsident der Vereinigten Staaten 70 Jahre alt und damit der älteste Mann, der jemals dieses Amt innehatte.

Dwight David Eisenhower wurde am 14. Oktober 1890 in Denison/Texas als Abkömmling deutscher Einwanderer geboren. Der junge Mann fühlte sich zum Seemannsberuf hingezogen und wollte in die Schiffsakademie in Annapolis eintreten, wofür er eine entsprechende Prüfung abzulegen hatte. Das Schicksal wollte es jedoch, daß die nämliche Prüfung auch für die Anwärter der Militärschule in West Point galt. Auf dem abschließenden Fragebogen stand daher «Armee; Flotte; eins von beiden» zur Auswahl. Der junge Kandidat kreuzte den letzten Punkt an und überließ damit die Entscheidung über seine militärische

Ausbildung dem Zufall. Er wurde nach West Point einberufen, wo er als durchschnittlicher Schüler galt, der damals schon großen persönlichen Charme ausstrahlte. Bei den Kameraden, die den dritten von sieben Söhnen mit seinem Übernamen «Ike» riefen, war er vor allem als guter Sportler bekannt und beliebt.

Schon als junger, in Texas stationierter Leutnant lernte er Mamie Geneva Doud kennen, die er 1916 heiratete und die ihn später als sympathische First Lady hervorragend ergänzte. (Unter anderem lächelte sie – nebst den beiden Kindern – auf einem Ansteckknopf zum Wahlkampf allen US-Bürgern zu.) Im 1. Weltkrieg leitete Eisenhower ein Panzerausbildungslager, kam allerdings nicht mehr zum Fronteinsatz. In den folgenden Jahren stieg er langsam aber beständig die militärische Karriereleiter hoch. Er diente zuerst im Stab von General John Pershing, wurde 1933 Adjutant von General Douglas MacArthur und war schließlich Mitarbeiter von General George C. Marshall. Er wurde für die Ausarbeitung von Kriegsplänen im Pazifik herbeigezogen und überzeugte dabei so sehr, daß ihn Präsident Roosevelt – über 366 dienstältere Anwärter



Foto nr.: 4





Foto nr.: 5

Pro Juventute 1990 Mußestunden

Mußestunden gehören ganz ohne Zweifel zu den Grundbedürfnissen eines jeden Menschen. Sie sind aber nicht mit Faulheit oder passivem Nichtstun gleichzusetzen, sondern bieten Möglichkeiten für geistige und körperliche Beschäftigungen, die im üblichen Tagesablauf zu kurz kommen oder gar nicht vorgesehen sind.

Das Beispiel auf der Briefmarke ist sehr gut gewählt. Es zeigt einen Jugendlichen, der an einem Schiffsmodell bastelt. Das Schiff steht vermutlich kurz vor der Fertigstellung, denn Rumpf, Mast und Takelage sind bereits da, lediglich die Segel sind noch nicht gesetzt. Mit zufriedenen Blick werden noch einige Handgriffe am Mast getan, der

Segler wird bald in See stechen können. Die Vorfreude ist bereits im Mienenspiel spürbar, das Gesicht ist ruhig und entspannt, womit ein wichtiges Ziel der Mußestunden erfüllt ist.

Schöpferisches Denken und Handeln werden durch diese Beschäftigung gefördert, und es können gestalterische Kräfte freigesetzt werden, die sonst vielleicht im Verborgenen schlummern würden. Wohl versucht die Schule, durch ein attraktives Fächerangebot auch diese Seite der Heranwachsenden anzusprechen, doch für seine ganz individuellen Bedürfnisse und Neigungen muß sich jeder eine geeignete Freizeitbeschäftigung suchen, die ihm Anreiz genug zu aktivem Tun bietet, indem sie Rücksicht auf sein persönliches Tempo und auf seine Konzentrationsfähigkeit nimmt. Es ist nicht nötig, in seinen Mußestunden alleine zu sein, doch oft kann man nur so dem hektischen Alltag weit genug entfliehen, um wirklich gründlich ausspannen zu können. Bastelarbeiten, Sammeltätigkeiten, Briefeschreiben – all dies sind Hobbies, die dem Jugendlichen die Möglichkeit geben, sich zurückzuziehen, ohne sich dadurch gleich abzukapseln. Sie wirken dem passiven Konsumverhalten entgegen und sollten daher wo immer möglich gefördert werden.

Modelle zu bauen, ist ein recht weit verbreitetes Steckpferd, und die Möglichkeiten auf diesem Gebiet sind fast unbegrenzt. Vielleicht liegt es sogar im Wesen des Menschen, sich ein Stück der Welt «im kleinen» neu zu erschaffen. Bei der Planung oder Umsetzung von Modellen ist Geschicklichkeit und konstruktives Denkvermögen gefragt. Die räumliche Vorstellungskraft wird geschult, und nicht zuletzt wird auch die Geduld auf eine – teilweise harte – Probe gestellt, denn ein Modell fertigzustellen ist keine Sache von fünf Minuten.

Der hohe Wert der Freizeit wird immer mehr erkannt, und ganze Industriezweige widmen sich diesem Thema. Modellbau und ähnlich gelagerte Beschäftigungen verzichten aber weitgehend auf fertige Produkte. Das Schiff im Beispiel der Briefmarke wurde von Grund auf selber geplant und dann aus den «Rohmaterialien», vor allem aus Holz und Textilien, zusammengebaut. Damit bleibt das schöpferische Konstruieren erhalten, und die Freude am fertigen Werk ist umso größer. Es mag zwar ein wenig schwieriger sein, Eigeninitiative und Erfindungsgeist gegen ein rein passives Konsumieren zu stellen, doch eine von vielen nachahmenswerten Möglichkeiten wird hier auf eindrucksvolle Art dargestellt.

Musse-
stunden



Pro-Juventute-Marken 1990
Ersttagsbrief





Foto nr.: 6



Pro-Juventute-Marken 1990
Ersttagsbrief

Pro Juventute 1990 Jugendgruppen

Immer wieder gibt es neue Theorien und Mutmaßungen darüber, ob der Mensch nun eher ein Herdentier oder ein Einzelgänger sei. Die Jugendlichen selbst kümmern sich wenig um solche philosophischen Fragen. Sie schließen sich zusammen und genießen Stärke und Geborgenheit innerhalb der Gruppe.

Ganz so einfach ist die Geschichte allerdings auch nicht. Das Gefühl der Geborgenheit, die Empfindung «gemeinsam sind wir stark», die Möglichkeit, soziale Kontakte zu knüpfen – all das ist nicht einfach automatisch da. Neben der möglichen Freiheit bedeutet das Zusammenleben in einer Gruppe immer auch Unterordnung. Erst

wenn andere Meinungen akzeptiert werden, kann eine Gruppe wirklich gemeinsame Ziele erreichen. Erst wenn das Klima unter den Kameraden und Kameradinnen stimmt, entfaltet sich die ganze Stärke der Gruppe.

Mit wenigen Ausnahmen sind die meisten Jugendlichen in «irgend einer» Gruppe integriert. Angefangen bei Familie und Schulklasse, reichen die Erfahrungen durch alle Hobbybereiche. Es gibt fast keine Tätigkeit, die man nicht in einer Gruppe ausüben könnte; daher existieren sehr viele in Gruppen organisierte Institutionen. Als Beispiel mögen die unzähligen Sportvereine gelten.

Was macht aber aus einer Gruppe von Leuten eine wirkliche Jugendgruppe? Und wie kann man auf der anderen Seite verhindern, daß so unerwünschte Gebilde wie Jugendbanden, Randalierer oder gar aktive Schlägertrupps entstehen? Meist versteht man unter dem Oberbegriff Jugendgruppen organisierte Einrichtungen, wo Jugendliche von speziell ausgebildeten Erwachsenen oder zumindest von älteren Kameraden geführt werden. Die verschiedenen christlichen Jugendgruppen, die weltweit verbreiteten Pfadfinder oder von den Gemeinden geführte Freizeitkreise sind solche Beispiele. Daneben üben aber die spontan gebildeten Gruppen und Grüppchen ebenfalls eine be-

deutende Anziehungskraft aus. «Träger der gesellschaftlichen Bewußtseinsbildung und der politischen Meinungsbildung, Nährboden für die Erhaltung und Weiterentwicklung der Demokratie» nennt das offizielle Ausgabe-Bulletin der PTT die Jugendgruppen; eine Sicht von erwachsener Seite. Daß daneben auch die gruppenspezifischen Prozesse und die sozialen Erfahrungen eine wichtige Rolle spielen, ist aus der Psychologie hinreichend bekannt. Die Gruppe ist das ganze Leben in verkleinerter Form. Der Wunsch, akzeptiert zu sein, zu den anderen zu gehören und verstanden zu werden, ist beim Jugendlichen sehr stark ausgeprägt. Eine Gruppe kann ihm all das bieten. Die Bestätigung, «in» zu sein, ist für den Jugendlichen sehr bedeutsam, was oft so weit geht, daß der Andersdenkende von einer Gruppe brutal verstoßen oder als «schwarzes Schaf» behandelt wird.

Trotz allem: die positiven Aspekte überwiegen bei weitem. Welcher junge Mensch erlebt nicht gerne mit den Kameraden einen Schulausflug? Wer spielt nicht voll Vergnügen in der gemeinsamen Sportmannschaft oder besucht mit seinen Kollegen eine kulturelle Veranstaltung? All das sind positive Erfahrungen, die von Jugendgruppen immer wieder neu vermittelt werden können.



Foto nr.: 7

Pro Juventute 1990 Sport

In unserer «mobilen» Gesellschaft erfüllt der Sport eine bedeutende Funktion. Der Mangel an Bewegung, der bei vielen Berufen anzutreffen ist, kann nur durch sportliche Betätigung ausgeglichen werden. Die Freude am Sport muß möglichst früh geweckt werden; was man hier verpaßt, ist später nur schwer nachzuholen.

Die Erkenntnis, daß der Sport einen gesunden Zweck erfüllt, war bereits in der Antike vorhanden. Man wünschte sich schon damals: «ut sit mens sana in corpore sano», also «daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei». Leider wurde dieser ursprüngliche Sinn später verfälscht und zur Sportlerweisheit umgemünzt, daß in einem

gesunden Körper automatisch auch ein gesunder Geist sei. Die überlieferte lateinische Version sagt davon noch nichts.

Daß aber die körperliche Betätigung der Gesundheit dienlich ist, wird kaum jemand bestreiten. Der natürliche Bewegungsdrang der Kinder bietet in dieser Hinsicht noch keinerlei Probleme. Wenn überhaupt, liegt die Schwierigkeit darin, die enorme Lust am Herumtollen zu bändigen, da sie häufig die Fähigkeiten der Erwachsenen übersteigt.

Nach dieser «bewegten» Kindheit kommt es aber im Jugendalter bei vielen zur Krise. Die Pubertät wirft seelische Probleme auf, und auch das Verhältnis zum Körper (der meist in dieser Zeit «in die Höhe schießt») wird gestört. Das ist die Zeit, in der alle Turnlehrer der Welt über das Desinteresse am Sport und über eine gewisse Bewegungsunlust der Jugendlichen klagen.

Hier werden nun entscheidende Weichen gestellt. Gelingt es, bei den jungen Menschen die Freude am Sport zu wecken und zu erhalten, so ist für später viel gewonnen. Nicht ohne Grund ist das Angebot auf diesem Gebiet sehr weit gefächert. Schon im Turnunterricht versucht man, mit Leichtathletik, Schwimmen und Ballspielen möglichst viele Anregungen zu vermitteln. Dazu kommt die breite Kurspalette von «Jugend

und Sport» sowie das Angebot in den Skilagern und Sportwochen. Schließlich greifen auch die Sportvereine und Sportclubs schon recht früh ins Geschehen ein. Die «Jugi» spricht bereits die Kleinsten an, im örtlichen Fußballverein sind junge Talente immer willkommen, und sämtliche Arten von Spitzen- und Leistungssport rekrutieren ihren jüngsten Nachwuchs aus den Reihen begabter Primarschüler.

Das Angebot ist riesig, und jeder wird etwas finden, das seinen Idealen entspricht. Für die Briefmarkenausgabe wählte Fred Bauer aus Küsnacht ZH, der alle vier Motive der Pro-Juventute-Serie 1990 gestaltete, den Fußball aus. Die Idee ist stichhaltig, handelt es sich doch hier um eine der beliebtesten Sportarten überhaupt. Bauers Illustration zeigt zudem als Fußballspieler einen Jungen und ein Mädchen. Noch vor kurzer Zeit fristete ja der Damenfußball ein Dasein abseits der Männerwelt; die Damenteams wurden belächelt und als Kuriosum abgetan. Unter Kindern war aber im Spiel noch nie eine solche Geschlechtertrennung vorhanden, und heute sind auch bei den Jugendlichen die Schranken gefallen. Gemischte Schulklassen sind durchwegs üblich, und das Fächerangebot ist – inklusive Sport – für Knaben und Mädchen gleich.



Pro-Juventute-Marken 1990
Ersttagsbrief



Foto nr.: 8



Pro Juventute 1990 Musik

Ähnlich stark verbreitet wie der Sport ist bei den Jugendlichen die Musik. Dabei ist keineswegs nur der passive Musikkonsum stark angestiegen; auch das aktive Musizieren auf einem Instrument ist sehr beliebt geworden. Dafür gibt es – etwas überspitzt formuliert – zwei Gründe: die Hippie-Kultur und die örtlichen Musikschulen.

Hinter obiger Behauptung steht hauptsächlich ein zeitlicher Zusammenhang: die Gründung vieler gemeindeeigener Musikschulen fällt nämlich in die Zeit der sogenannten «Blumenkinder». Damals erlebte vor allem die Gitarre eine ungeahnte Verbreitung. Sie ist eines der Hauptinstrumente in der Popmusik, und es gehörte in den

sechziger und siebziger Jahren zum guten Ton, als jugendlicher Rebell mit Gleichgesinnten auf dem Rasen zu sitzen und der Gitarre einige Akkorde zu entlocken.

Kannten die Eltern vor allem Geige und Klavier sowie die Palette der klassischen Instrumente und die Dorfmusik-Besetzung, so hatte man hier ein Instrument gefunden, das relativ leicht bedienbar und für Protest bestens geeignet war. Entweder sang man entsprechende Lieder zur Klampfe, oder man spielte eine Elektro-Gitarre – und die tönnte umso besser, je lauter und verzerrter der Sound aus den Lautsprechern kam!

Unter diesem Druck konnten die Musikschulen ihre Augen und Ohren nicht mehr vor der Gitarre verschließen. Die Jugendlichen sollten eine vernünftige Anleitung erhalten, dieses Instrument kunstgerecht zu spielen. Die Gitarre lag von der Popularität her am nächsten, aber sie zog auch weitere, bis anhin ungewohnte Instrumente in den Lehrplan der Musikschulen. Da tauchte plötzlich das Lehrfach Schlagzeug auf, und eine größere Menge Jugendlicher wollte die Saxophon-Soli ihrer Vorbilder nachspielen. Elektrobass war gefragt – und wurde tatsächlich geboten. Der Gesangsunterricht erfuhr eine wesentliche Auflockerung durch die Interpretation einiger Beatles-Lieder, die

speziell für diesen Zweck ausgewählt und bearbeitet worden waren. Kurz: die Jugendlichen sollten in dieser aktiven und auch attraktiven Form etwas von der «modernen Musik» mitbekommen.

Die ganze Entwicklung blieb aber nicht so stehen. Bald wurden die klassischen Techniken «trotz allem» wieder gelehrt. Ein gewisser Herr Kleidermann (oder Claydermann?) machte auf Neo-Klassisch; eine alte Gitarrenromanz trat via Kinofilm den Weg zu unzähligen geplagten Fingerkuppen an. Das Thema Popmusik ist heute an den Schulen abgehakt. Sie ist einfach allgegenwärtig und wird mittlerweile geduldet. Und ganz im stillen kommen wieder die jungen Bach- und Beethovenvereher. Es sind zwar wenige, gemessen an all ihren walkman-bestückten Kollegen, doch sie wiegen umso schwerer und lassen hoffen, daß die überlieferte Musiktradition vielleicht doch nicht ganz aussterben wird.

So ist bei den Jugendlichen in Sachen Musik wirklich alles vertreten. Vom rein passiven Genuß aus dem Walkman über das tänzerische Mitschwingen in der Diskothek bis zur selbst gegründeten Schülerband im Übungskeller oder zum Musikschulkonzert mit Stücken alter Meister, die bei den jungen Interpreten neu erstrahlen.



Foto nr.: 9



Olympische Spiele 1992 Barcelona

Schon seit längerer Zeit sind die beiden Namen Albertville und Barcelona in aller Sportler Munde. Als Austragungsorte für die Olympischen Winter- bzw. Sommerspiele 1992 erwartet sie eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe.

In Barcelona laufen die Vorbereitungen für dieses sportliche Großereignis bereits auf Hochtouren...

«Richtig ernst» gilt es zwar für die 50 000(!) bei der Durchführung beschäftigten Personen erst während der 16 Austragungstage vom 25. Juli bis zum 9. August 1992, wenn die Ereignisse im spanischen Barcelona die gesamte (Sport-)Welt in Atem halten werden; doch schon jetzt ist man mitten in den

umfangreichsten Vorbereitungen. Jeder Fischer in der katalanischen Hafenstadt kennt dieses Problem: «Bevor du den großen Fisch fangen kannst, mußt du ein starkes Netz knüpfen!»

Was für die einheimischen Fischer schon seit Jahr und Tag gilt, ist auch in sportlichen Belangen unabdingbar. Wo wollte man Tausende von Athleten, wo Hunderttausende von Zuschauern unterbringen? Wo sollten all die Wettkämpfe in den verschiedenen Disziplinen fachgerecht und sachgemäß ausgetragen werden? Solche Fragen mußte man sich schon vor der Bewerbung um die Spiele stellen. Man stellte sie sich genau genommen schon vor 70 Jahren, denn für die Austragung der Spiele im Jahre 1920 hieß einer der ersten Anwärter Barcelona! Nun hatten verschiedene Voruntersuchungen die offenen Fragen befriedigend beantwortet; der Antrag wurde bekannt gemacht und fand Zustimmung. Ein starkes Netz – oder im Jargon der Städtebauer ausgedrückt: eine tragfähige Infrastruktur – soll die reizvolle Touristenstadt innert Kürze in ein Zentrum verwandeln, auf das die Kamera-Augen der Fernsehwelt rund zwei Wochen lang gerichtet sein werden.

Hundertprozentige Überzeugung war nötig, außergewöhnliches Organisationstalent gehörte dazu, und mehr als nur üblicher Einsatz wurde erwartet. Alles konzentrierte sich schließlich auf eine ganz bestimmte Person: Carlos Ferrer Salat, 59-jährig und gebürtiger Katalane, Bankpräsident, Chef eines Pharmakonzerns, Verwaltungsratsmitglied in mehreren multinationalen Firmen und nicht zuletzt Mitglied im Internationalen Olympischen Komitee und seit 1987 Präsident des spanischen Olympia-Komitees. Er ist selber ein begeisterter Sportler, gehörte zu den besten Tennisspielern Spaniens (unter anderem war er in der Davis-Cup-Mannschaft) und hält sich noch immer mit Skifahren, Golf und Schwimmen fit – wenn er nicht gerade dem Tennissport huldigt, den er keineswegs aufgegeben hat. Sein gewaltiges Arbeitspensum läßt für den Schlaf nicht mehr viel Zeit übrig. Fünf Stunden pro Tag müssen reichen, und 12 Stunden Arbeit täglich sind das übliche Maß...

Das Olympiafieber brach bei Carlos Ferrer Salat 1984 aus, als ihn der Bürgermeister von Barcelona anfragte, ob er die Werbung für die Kandidatur seiner Stadt übernehmen wolle. Der



Foto nr.: 10



Für eine bessere Umwelt

Auf dem wunderschönen «Umwelt-Viererblock» der UN-Postverwaltung Genf begegnet dem Sammler eine idyllische Tier- und Pflanzenwelt, die heute mehr denn je bedroht ist. Sie zu schützen und der Nachwelt zu erhalten gilt als vorrangiges Ziel der UN-Unterorganisation «Wirtschaftskommission für Europa» (ECE).

Stattliche 4000 bedrohte Pflanzen- und 300 gefährdete Tierarten sind auf einer Liste der ECE zusammengefaßt – sowohl ein eindruckliches Beispiel für den teilweise alarmierenden Zustand unserer Umwelt als auch der eindringliche Appell an alle Staaten, für die Erhaltung einer üppigen Tier- und Pflanzenwelt zu

sorgen. In einem Programm der ECE (die Abkürzung steht für die englische Bezeichnung «Economic Commission for Europe») wurde jeweils einem bestimmten Land die «individuelle Verantwortung» für verschiedene gefährdete Tier- oder Pflanzenarten übergeben. Mit ihrer Briefmarkenausgabe anerkennt die Postverwaltung der Vereinten Nationen ganz besonders dieses wichtige Vorhaben der «Tochterorganisation» ECE.

Die Wirtschaftskommission für Europa zeigt mit verschiedenen Projekten, daß Anliegen der Wirtschaftsförderung durchaus einen konkreten Bezug zum Schutz der Umwelt haben können. Ein gutes Beispiel bietet etwa die ständige Suche nach neuen, umweltfreundlichen und leistungsfähigen Energieformen und -umsetzungen. Hier stehen sich die wirtschaftlichen Interessen und die Sorge zur Umwelt keineswegs im Wege, sondern gehen Hand in Hand. Gleiches gilt für die Abfallverwertung, die man in Zukunft wohl genauso aus Ersparnisgründen wie aus Naturschutzüberlegungen intensiv untersuchen und ständig weiterentwickeln wird. Schließlich bedeuten auch erneuerbare Energiequellen für beide Teile (Wirtschaft und Umwelt)

eine ernstzunehmende Chance, weshalb auch in diesem Sektor bereits umfangreiche Forschungsprojekte laufen. Ein ganz konkretes – wenn auch für heutige Begriffe noch gewöhnungsbedürftiges – Beispiel ist die soeben abgeschlossene Entwicklung von «eßbarem Geschirr» aus Getreidestärke, das nach Gebrauch als Tierfutter verwendet werden kann.

Das Hauptgebiet in der Arbeit der ECE zugunsten einer gesunden, lebenswerten Umgebung ist der Kampf gegen die Luftverschmutzung. Ihn führen zur Zeit 24 Länder mit insgesamt 97 Meßstationen, deren gesammelte Daten in drei internationalen Zentren ausgewertet werden. Zudem haben praktisch alle ECE-Mitgliedstaaten eine Übereinkunft unterzeichnet, die unter anderem auch eine großräumige und grenzüberschreitende Luftverbesserung ermöglichen soll und unter dem Namen «Saure-Regen-Konvention» bekannt wurde.

Einen letzten, ebenfalls sehr wichtigen Arbeitsbereich der ECE stellt die Reinhaltung des Wassers dar. Hier arbeitet man als beratendes Gremium und stellt sich darüber hinaus als Forum für die Diskussion und Weiterentwicklung von nützlichen Ratschlägen zur Verfügung.



Foto nr.: 11

Königin Beatrix / Prinz Claus Silberhochzeit am 10. März 1991

1966 begann für ihn
ein modernes Märchen:
**Prinz Claus George
Willem Otto Frederik
der Niederlande,
Jonkheer van Amsberg,
heiratete die nieder-
ländische Thronfolgerin
Prinzessin Beatrix.
1991, am «silbernen»
25. Hochzeitstag,
ist das Herrscherpaar
populärer denn je ...**

Tatsächlich: ein Alptraum vom grau-
samen Herrscher, vom unnachgiebigen
Monarchen, der das Volk unterdrückt
und schindet, wäre in den Niederlanden
genauso undenkbar wie das plötzliche
Verschwinden der farbenprächtigen Tul-
penfelder oder die Trockenlegung aller
Kanäle. Schon das Bild von 1966, im

Motiv der Sonderbriefmarke zu 75 Cent
wiedergegeben, zeigt die niederländische
Idylle eindrucklich. Ein gelöst lächelndes
Ehepaar winkt seinen Landsleuten (als
Untertanen kann man sie ja beim besten
Willen nicht bezeichnen) vom Balkon
des «Paleis op de Dam» fröhlich zu und
legt hiermit bereits den Grundtenor für
das positiv verlaufene Vierteljahrhundert
fest, das inzwischen vergangen ist.

Sicher, die Machtansprüche der nie-
derländischen Erbmonarchie sind alle
gesetzlich geregelt und teilen sich mit
einer mittlerweile etablierten Parlaments-
regierung – gemäß der am 17. Februar
1983 in Kraft getretenen Verfassung.
Doch auch bei anderer Sachlage käme
es wohl Beatrix, zu deren Gunsten die
Mutter Juliana 1980 abdankte, niemals
in den Sinn, ihren Herrscherstatus in
irgend einer Weise zu mißbrauchen. Im
Gegenteil: sie setzt sich für ihr Land ein,
wo immer es geht und ist, genau wie ihr
Ehemann, als modern denkend und um
die Zukunft besorgt über die Grenzen
der Niederlande hinaus bekannt.

Wie ernst es dem königlichen Paar
beispielsweise mit dem Naturschutz ist,
verdeutlicht der Aufruf, den es speziell
zur Silberhochzeit erlassen hat. Man

möge, so ließen die beiden verlauten,
von Geldsammlungen für ein Hochzeits-
geschenk absehen. Stattdessen solle
man, ausgehend vom «Nationale Boom-
feestdag», also dem Tag des Baumes am
20. März 1991, etwas für die Verschö-
nerung seiner näheren Wohnumgebung
tun. Insbesondere würde das Paar das
Pflanzen von Bäumen und Sträuchern
sowie die Pflege oder sogar das Anlegen
von neuen Parks und Grünanlagen sehr
begrüßen. Sie selbst hätten vor, am Tag
des Baumes aus Anlaß ihrer Silberhoch-
zeit eigenhändig den ersten Gedenk-
baum in Beverwijk zu pflanzen.

Bei solchen Tönen ist eine große
Popularität und Verehrung im Volk kein
Wunder. Die Sympathie schlug sich
auch in den erwähnten Briefmarken-
motiven und in Münz-Sonderausgaben
nieder. Auf der ECU-Gedenkprägung
sieht man die Porträts von Beatrix und
Claus vor einheimischen Bäumen. Auch
hier ein Bezug zum Naturschutz, dem
ein Teil aus dem Verkaufserlös der Mün-
zen zufließen wird ... Und noch heute
gilt, was Königin Juliana 1965 zur Verlo-
bung ihrer Tochter meinte: «Wir sind sehr
glücklich, daß sie diese Wahl getroffen
hat, die die Wahl ihres Herzens ist.»





Foto nr.: 12

Mount Rushmore

Natürlich ist der Fall
höchst unwahrscheinlich,
daß jemand völlig
nichtsahnend durch die
«Black Hills» im US-Staat
South Dakota stolpert.
Aber falls er es doch
täte, könnte ihn eine im
wahrsten Sinne «riesige»
Überraschung begegnen.
Ihr offizieller Name
lautet «Mount Rushmore
National Memorial» ...

Riesengroß ist nicht nur die Über-
raschung – bestehend aus den vier in
Stein gehauenen Köpfen der amerikani-
schen Präsidenten George Washington,
Thomas Jefferson, Abraham Lincoln
und Theodore Roosevelt –, riesig war
auch der Aufwand an Zeit und Arbeit,
der dahinter steckt. Von 1927 bis 1941

war der Bildhauer Gutzon Borglum mit
insgesamt 360 Gehilfen (und einer be-
trächtlichen Menge des Sprengstoffes
Dynamit) beschäftigt, bis er alle vier
Köpfe aus dem harten Fels gemeißelt
hatte. Sobald die Sache langsam Form
annahm, bestätigte sich, wie gut Borg-
lums Wahl gewesen war. Er hatte sich
für den Standort Mount Rushmore ent-
schieden, weil er dessen Südlage und
den feinkörnigen Granit schätzte.

Der heutige Besucher findet die ge-
weihete Stätte knapp 20 Meilen (30 km)
südwestlich von Rapid City, das seiner-
seits im Westen von Süddakota, nahe
der Grenze zu Wyoming, liegt. Die Black
Hills erstrecken sich von Norden nach
Süden, das Memorial liegt an deren Süd-
flanke. Das Gebiet wurde zunächst nur
von wenigen Pelzhändlern besucht und
ab 1804 von den beiden Forschern Lewis
und Clark genauer erkundet. Nach 1870
überschwemmte aber eine beachtliche
Einwandererwelle die Gegend, weil in
den Bergen jemand Gold entdeckt hatte.
Mittlerweile hat sich der Goldrausch
wieder gelegt, doch viele Überbleibsel
erinnern noch heute an die wilde Zeit.
Touristen finden außerdem ganz in der
Nähe zwei weitere Ausflugsziele: das

«Jewel Cave National Monument» und
den Wind Cave Nationalpark.

Das beeindruckende Kunstwerk von
Gutzon Borglum wird als eine einzige
monumentale Skulptur betrachtet, die
aus den vier fast 20 m hohen Präsi-
dentenköpfen besteht, wobei derjenige
Washingtons (durch seinen Standort be-
dingt) sogar als ganze Büste dargestellt
ist. Jedes Gesicht übertrifft die Maße
der Sphinx von Ägypten, jede Nase ist
höher als der ganze Kopf der Frei-
heitsstatue in New York! Eigentlich war
die Skulptur auch nach den langen
Jahren von 1927 bis 1941 noch nicht
fertiggestellt. Der Tod Borglums brachte
das Projekt jedoch zum Erliegen. Der
sich ausweitende Krieg und fehlende
Geldmittel waren gewichtige Gründe, die
eine Weiterführung verhinderten. Man
steht also heute de facto vor einem
«unvollendeten Kunstwerk» – was aber
keineswegs ein Hindernis für die Besu-
cherströme (über 2 Millionen jährlich!)
darstellt, die das weit verbreitete Bild
auch einmal in natura bestaunen wollen.
«Einen Berg in ein majestätisches natio-
nales Denkmal zu verwandeln» – diese
Vision ist für den Bildhauer Gutzon
Borglum Wirklichkeit geworden ...





Foto nr.: 13



Erster Mensch im Weltall

Juri Gagarin, 12. April 1961

Ironie des Schicksals:
ausgerechnet bei einem
Flugzeugabsturz verliert
am 27. März 1968
der damals erst 34jährige
sowjetische Luftwaffen-
offizier Juri Gagarin
sein junges Leben – nur
sieben Jahre nachdem er
am 12. April 1961 als
erster Mensch im Weltall
die Erde in einer Raum-
kapsel umkreist hatte ...

Damals wurde er höchst offiziell als «Erster Heldenkosmonaut» deklariert, mit zahlreichen Orden dekoriert und von der Bevölkerung (und dies nicht nur in seinem Heimatland) stürmisch gefeiert. Das strahlende Konterfei des sympathischen jungen Kosmonauten («Weltraum-Fahrer», beruflich gleichzusetzen mit den ameri-

kanischen Astronauten oder «Sternen-Fahrern») erschien nicht nur in der gesamten Weltpresse, sondern schmückte in der Folgezeit auch zahlreiche Sonderbriefmarken und Sondermünzen. Inzwischen sind es genau 30 Jahre her, seit die 108minütige Fahrt des Fliegermajors Juri Alexejewitsch Gagarin das Zeitalter des bemannten Raumfluges einläutete.

Wie stürmisch sich die Raumfahrt – und damit auch der Wettlauf zwischen Russen und Amerikanern – seit damals entwickelte, zeigt die Reihe der weiteren Fahrten, die bereits im Sommer 1969 mit der amerikanischen Apollo 11 zum ersten Schritt eines Menschen auf der Mondoberfläche führte.

«Ich hörte ein Pfeifen und ein immer stärker werdendes Heulen und fühlte, wie der Rumpf der Riesenrakete erzitterte und sich langsam von der Startvorrichtung löste.» Mit diesen Worten schilderte Gagarin, wie er den Start seiner Wostok-Rakete erlebt hatte. Nachdem in den dünneren Luftschichten die aerodynamische Außenverkleidung der Raketen spitze abgeworfen worden war, bot sich dem Kosmonauten ein wirklich einmaliger Anblick. «Ich konnte nun durch die Bullaugen die weit entfernte Erdoberflä-

che sehen», berichtet er. «Wie schön ist das!», habe er überwältigt ausgerufen – und dabei tatsächlich für ein paar Sekunden seine wissenschaftliche Mission, den genauen Bericht über den Flugverlauf, vergessen. Heute, wo die herrlichen Bilder überall bekannt sind, auf denen sich die Erde vom Weltraum aus als blau schimmernder Juwel zeigt, kann man dem vom Anblick bezauberten jungen Mann gut nachfühlen: Immerhin war er ja praktisch der erste Mensch, dem die Aussicht auf «Mutter Erde» aus dieser weiten Distanz vergönnt war.

Genau genommen betrug die weiteste Entfernung, die Gagarin in seiner Raumkapsel «Wostok 1» erreichte, 327 Kilometer. Seine rund 40 000 Kilometer lange Bahn um die Erde legte er in 89 Minuten zurück, und die erdnächste Position war 175 Kilometer. Die anderthalbstündige Reise im Orbit nimmt sich zwar gegen den Rekordaufenthalt von 366 Tagen (Wladimir Titow und Mussa Manarow, 1988 in der sowjetischen Weltraumstation «Mir») recht kurz aus – doch für die damaligen Verhältnisse stellte sie schlichtweg eine Sensation dar. Um die Kapsel in ihre Bahn zu bringen, mußte die Wostok(«Osten»)Trägerrakete A-1



Foto nr.: 14

Pro Juventute 1991 Bärlauch

**Er ist eine typische
Waldpflanze.
Seine Blätter, unter
grünen Salat gemischt,
geben diesem ein
vorzügliches Aroma.
Doch Vorsicht!
Sie sind sehr leicht
mit den Blättern
des Maiglöckchens
zu verwechseln.
Und diese sind für
Menschen giftig!**

Der Bärlauch gehört zu den Lauchkräutern, einer Untergruppe der Liliengewächse, die an ihrem Knoblauch- oder Zwiebelgeruch sowie an ihrer meist unterirdischen Zwiebel zu erkennen sind. Der Bärlauch fällt vor allem durch seine elliptisch-lanzettförmigen Blätter sowie den besonders starken Knoblauchgeruch

auf. Er wächst in feuchten, schattigen Laubwäldern oder an Bächen und gilt als zählebige Pflanze, welche eine längliche, schmale Zwiebel ausbildet.

Der neue Vierjahreszyklus der Pro-Juventute-Marken ist dem Thema «Der Wald – Lebensraum für die Jugend» gewidmet. Vielleicht ist der Zusammenhang zwischen Jugend und Wald auf den ersten Blick nicht unbedingt gegeben. Wenn man aber bedenkt, daß der Wald eine wichtige Lebensgrundlage ist, die zunehmend bedroht ist, und daß die heranwachsende Jugend einmal mit und von dem Wald leben sollte, was wir hinterlassen, so ist eine direkte Beziehung zwischen Jugend und Wald offensichtlich.

Die Liebe zum Wald beginnt, wenn das Kind in Begleitung der Eltern diesen Bereich der Natur besucht. Der Wald ist etwas Geheimnisvolles, in seinem Wesen nicht leicht Erfassbares. Er kann nur erlebt, empfunden werden. Die Sprache des Waldes muß erlernt sein. Sie heißt Wunder, Stille, Ehrfurcht vor etwas Unfaßbarem. Millionen Jahre bevor es Menschen gab, war der Wald schon da. Er wäre heute ausgedehnter, natürlicher, vielfältiger, reicher an Pflanzen und Tieren, hätten ihn die Eingriffe des Menschen ver-

schont. Der Wald bedarf des Menschen nicht, er kann ohne ihn bestehen. Der Mensch aber kann ohne Wald nicht leben. Wo er zerstört wird, stirbt mit ihm die ganze belebte Natur, wird der Wohnraum des Menschen unbewohnbar.

Die Wälder der Erde sind von einer grenzenlosen Mannigfaltigkeit. Sie alle produzieren Holz, das wir in irgendeiner Form zum Leben brauchen. Sie bieten Schutz vor vielen Naturgefahren. Sie schützen Boden, Wasser, Luft und Landschaft. Vor allem aber sind sie für den Menschen, der sie erlebt, von einer überwältigenden Eindruckslichkeit. Der Wald verkörpert in unserer Kulturlandschaft das Bleibende, Lebende, Natürliche. Nirgends empfinden wir die Vielfalt der Natur stärker. Der Wald lebt rätselhaft und wunderbar. Wer ihn aufsucht, still und bereit, den weiten grünen Raum zu erleben, das Walten der Natur zu erahnen, spürt die Unendlichkeit und gerät in tiefes Sinnen. In der «Ilias» vergleicht der griechische Dichter Homer das menschliche Leben mit dem Wald: «Gleich den Blättern im Wald, so sind der Menschen Geschlechter. Blätter zerstreut der Wind zur Erde, andere treibt wieder der grünende Wald, wenn aufliebt der Frühling.»



Bärlauch

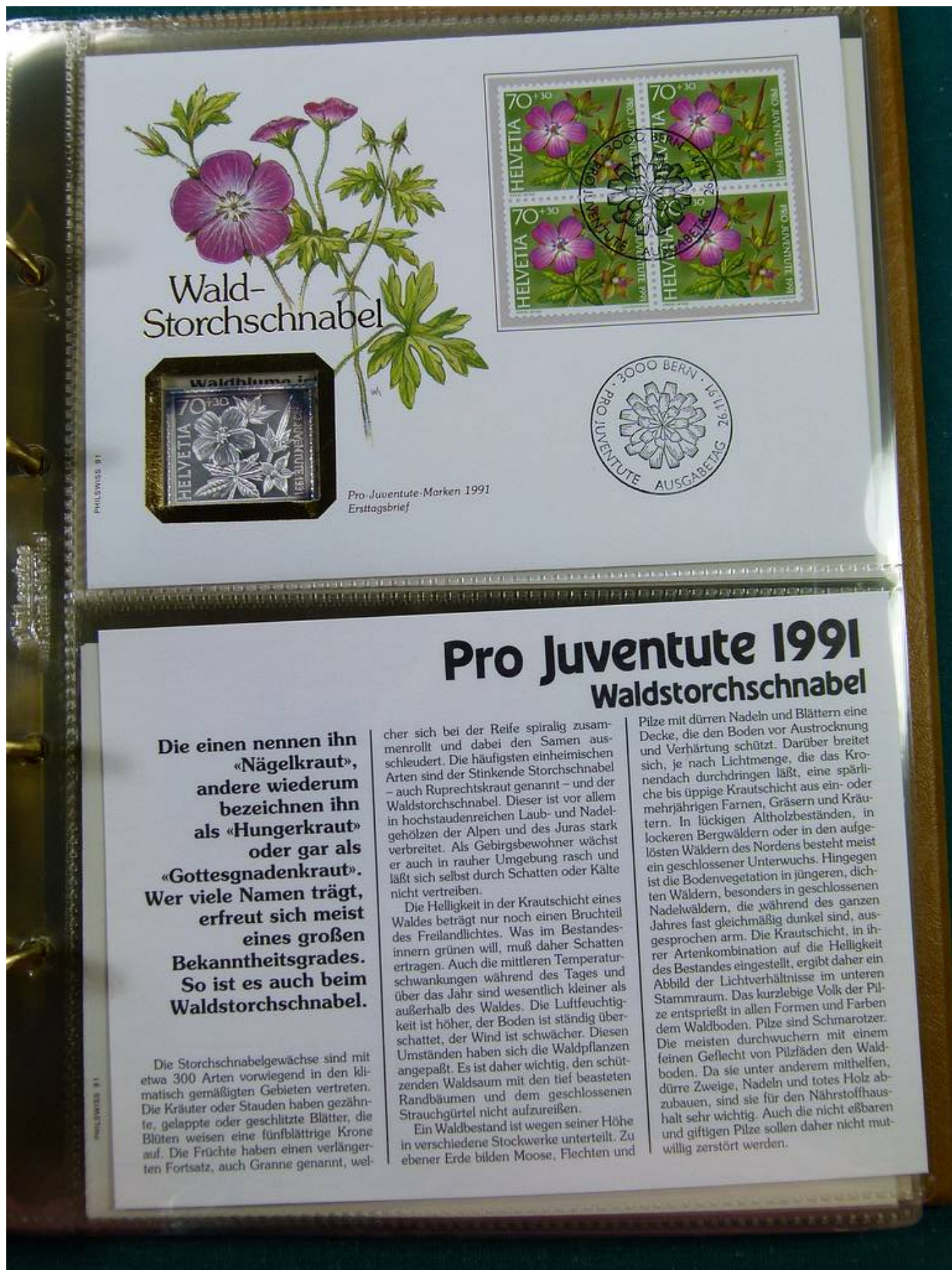


Pro-Juventute-Marken 1991
Ersttagsbrief





Foto nr.: 15



Die einen nennen ihn
«Nägelkraut»,
andere wiederum
bezeichnen ihn
als «Hungerkraut»
oder gar als
«Gottesgnadenkraut».
Wer viele Namen trägt,
erfreut sich meist
eines großen
Bekanntheitsgrades.
So ist es auch beim
Waldstorchschnabel.

Die Storchschnabelgewächse sind mit etwa 300 Arten vorwiegend in den klimatisch gemäßigten Gebieten vertreten. Die Kräuter oder Stauden haben gezähnte, gelappte oder geschlitzte Blätter, die Blüten weisen eine fünfblättrige Krone auf. Die Früchte haben einen verlängerten Fortsatz, auch Granne genannt, wel-

cher sich bei der Reife spiralig zusammenrollt und dabei den Samen ausschleudert. Die häufigsten einheimischen Arten sind der Stinkende Storchschnabel – auch Ruprechtskraut genannt – und der Waldstorchschnabel. Dieser ist vor allem in hochstaudenreichen Laub- und Nadelgehölzen der Alpen und des Juras stark verbreitet. Als Gebirgsbewohner wächst er auch in rauher Umgebung rasch und läßt sich selbst durch Schatten oder Kälte nicht vertreiben.

Die Helligkeit in der Krautschicht eines Waldes beträgt nur noch einen Bruchteil des Freilandlichtes. Was im Bestandesinnern grünen will, muß daher Schatten ertragen. Auch die mittleren Temperaturschwankungen während des Tages und über das Jahr sind wesentlich kleiner als außerhalb des Waldes. Die Luftfeuchtigkeit ist höher, der Boden ist ständig überschattet, der Wind ist schwächer. Diesen Umständen haben sich die Waldpflanzen angepaßt. Es ist daher wichtig, den schützenden Waldsaum mit den tief beasteten Randbäumen und dem geschlossenen Strauchgürtel nicht aufzureißen.

Ein Waldbestand ist wegen seiner Höhe in verschiedene Stockwerke unterteilt. Zu ebener Erde bilden Moose, Flechten und

Pilze mit dünnen Nadeln und Blättern eine Decke, die den Boden vor Austrocknung und Verhärtung schützt. Darüber breitet sich, je nach Lichtmenge, die das Kronendach durchdringen läßt, eine spärliche bis üppige Krautschicht aus ein- oder mehrjährigen Farnen, Gräsern und Kräutern. In lückigen Altholzbeständen, in lockeren Bergwäldern oder in den aufgelösten Wäldern des Nordens besteht meist ein geschlossener Unterwuchs. Hingegen ist die Bodenvegetation in jüngeren, dichten Wäldern, besonders in geschlossenen Nadelwäldern, die während des ganzen Jahres fast gleichmäßig dunkel sind, ausgesprochen arm. Die Krautschicht, in ihrer Artenkombination auf die Helligkeit des Bestandes eingestellt, ergibt daher ein Abbild der Lichtverhältnisse im unteren Stammraum. Das kurzlebige Volk der Pilze entspringt in allen Formen und Farben dem Waldboden. Pilze sind Schmarotzer. Die meisten durchwuchern mit einem feinen Geflecht von Pilzfäden den Waldboden. Da sie unter anderem mithilfe, dürre Zweige, Nadeln und totes Holz abzubauen, sind sie für den Nährstoffhaushalt sehr wichtig. Auch die nicht essbaren und giftigen Pilze sollen daher nicht mutwillig zerstört werden.



Foto nr.: 16

Pro Juventute 1991 Nesselblättrige Glockenblume

Ihr lateinischer Name «Campanula Trachelium» deutet darauf hin, daß sie früher als Mittel gegen Halsleiden verwendet wurde. Heute kennt die Medizin wirksamere Methoden. Aber eine sehr schöne Waldblume ist sie nach wie vor.

Die Gattung der Glockenblumengewächse ist mit etwa 300 Arten fast ausschließlich in den arktischen, gemäßigten und subtropischen Gebieten der Nordhalbkugel vertreten. Es sind meist Stauden mit glockigen, trichter- bis radförmigen Blüten in Trauben. Die bekanntesten einheimischen Arten sind Büschelglockenblume, Kleine Glockenblume, Nesselblättrige Glockenblume, Pfirsichblättrige Glockenblume, Rundblättrige Glockenblume und Wiesenglockenblume.

Die Nesselblättrige Glockenblume ist ausdauernd, hat einen scharfkantigen Stengel und wird bis zu einem Meter hoch. Die Blüten haben einen Durchmesser von 3-5 cm und sind blauviolett oder hellblau. Diese Art wächst vor allem in lichten Wäldern und Holzschlägen sowie an buschreichen oder steinigten Stellen.

Mit ihrer Höhe reicht die Nesselblättrige Glockenblume bereits in eine höhere Etage des Waldes hinein, in die Strauchschicht. Diese ist wichtig für die Übershattung des Bodens und bietet zugleich zahlreichen Kleintieren Nähr- und Wohnraum. Über allem schließt sich das Kronendach der Waldbäume. In der Baumschicht ist der Ausscheidungskampf besonders intensiv. Bedenkt man, daß in unseren Ländern in einer mehrere Jahre alten Verjüngung über 50 000 Bäumchen je Hektar vorhanden sein können, daß von ihnen im alten Baumbestand aber nur noch wenige hundert verbleiben, dann ermißt man die Härte dieses Kampfes. Ein älterer Baumbestand ist daher meist geschichtet in einen Hauptbestand von

herrschenden Bäumen, in einen Zwischenbestand von unentwegt nach oben strebenden Bäumen und oft in einen ausgeprägten, kürzeren Nebenbestand. Diese Besiegten harren weiter aus, wenn die Natur sie als Schattenbäume befähigt, auch mit wenig Licht auszukommen. Sie erfüllen dann wichtige Aufgaben, decken den Boden, füllen den Luftraum aus und mäßigen den Wind. Durch große Schattenblätter, durch gespreizte Blattstellung oder durch besonderen Bau von Blättern und Nadeln versuchen sie, vom spärlich eindringenden Licht möglichst viel aufzufangen. Die anderen aber, die Lichtfordernden, die unter den Schirm des Hauptbestandes geraten, scheiden im Kampf aus. Im ungepflegten Wald herrscht bei dieser Auseinandersetzung das Faustrecht: der sperrige Baum verdrängt den feinkronigen, der raschwüchsige überholt den langsamwüchsigen. Im Wirtschaftswald hingegen wird der Kampf zugunsten des wertvollen, gutgeformten und schönen Baumes gelenkt. Dabei steht jedoch der optische Effekt nicht im Vordergrund. Immer mehr dient heute die Waldwirtschaft der Gesunderhaltung des Waldes, der als wichtiger Lebensraum für Pflanzen und Tiere gilt.



Nesselblättrige
Glockenblume



Pro-Juventute-Marken 1991
Ersttagsbrief





Foto nr.: 17





Foto nr.: 18

Weihnachten 1991

Vor über 500 Jahren entstand der Altar der St. Mamertus-Kapelle in Triesen, von dessen Bildern die Motive zu den Weihnachtsmarken 1991 des Fürstentums Liechtenstein stammen. Wer dieses Kunstwerk in natura sehen möchte, ist mit einem Besuch des Landesmuseums in Vaduz gut beraten ...

Das Liechtensteinische Landesmuseum birgt unter seinen so zahlreichen Kunstschätzen auch den spätgotischen Schnitzaltar aus der St. Mamertus-Kapelle ob Triesen. Ein halbes Jahrtausend alt ist dieses sakrale Meisterstück – zweifellos eine Kostbarkeit sondergleichen –, dem die drei sehenswerten und würdigen Motive

für die diesjährigen Weihnachtsmarken entstammen. Die zwei äußeren Flügel des Altars sind den Briefmarken wie folgt zugeordnet: 50 Rappen; linker Altarflügel (Schriftband »Ecce ancilla domini ...«) und 90 Rappen; rechter Altarflügel (Schriftband »Ave gracia plena dominus tecum«).

Diese beiden Briefmarken ergeben zusammen das gleiche Motiv, das auch ein Betrachter vor dem geschlossenen Altar erblickt. Es ist die Verkündigungsszene mit der Jungfrau Maria und dem Erzengel Gabriel. Das ganze Motiv ist mit vielen christlichen Symbolen erfüllt, deren ehemals so reiche Sprache heute leider nur noch bruchstückhaft bekannt ist.

Öffnet man die beiden äußeren Flügel, offenbart sich das Hauptbild, dessen mittlerer Ausschnitt auf der 80-Rp.-Marke wiedergegeben ist. Im Original werden drei Personen gezeigt: in der Mitte Maria mit dem Kind (wie sie auf der Briefmarke zu sehen ist), links von ihr die heilige Margaretha mit dem Drachen und auf der rechten Seite ein König, in dem man den heiligen Ludwig vermutet. Auf diesem Markenmotiv findet sich ein interessantes Symbol, das man auf eine Bibelstelle zurückführen kann. Es ist der Halbmond, wie er in der Offenbarung nach Johannes

vorkommt: »Und ein großes Zeichen erschien im Himmel, ein Weib, angetan mit der Sonne und der Mond unter ihren Füßen, auf ihrem Haupt ein Kranz von fünf Sternen.« Der Halbmond ist also keineswegs nur eine Zierde, sondern er vermittelt eine Botschaft, die damals viel mehr Betrachtern geläufig war als heute. Mit den Farben der Gewänder, den Körperhaltungen der Figuren, den verschiedenen eingeflochtenen Zahlen (z. B. mit den 5, 6 und 7 Blüten in der Vase vor Gabriel) und mit vielen weiteren Gegenständen auf den Altarbildern ist es genauso; alles hat seine ganz spezielle, tief im christlichen Glauben verankerte Bedeutung.

Greifen wir ein weiteres Beispiel heraus, das zudem zeigt, wie aktuell der Künstler (vermutlich Jörg Syrlin der Jüngere aus Ulm) damals war: Während in der Darstellung der Verkündigungsszene als Symbol des Lebens einst das Spinnen und Weben gewählt wurde, ist nun (siehe Bildausschnitt der 50er-Marke) Maria mit einem Gebetsbuch dargestellt. Nach der Erfindung des Buchdrucks hatte das »Buch des Lebens«, als modernere Version, den Begriff vom »Lebensfaden« ersetzt. Damit sprachen solche Altarbilder die Gläubigen vor 500 Jahren noch sehr direkt an ...

Weihnachten 1991



Foto nr.: 19

Letzttagsstempel Berlin 31.12.1991

Infolge der deutschen Wiedervereinigung verloren alle «Berlin»-Briefmarken per 1.1.1992 offiziell ihre Frankaturgültigkeit. Der Abschluß dieses Sammelgebietes wird mit dem amtlichen Letzttagsstempel vom 31.12.1991 philatelistisch dokumentiert.

Was könnte diesem besonderen Zweck besser dienen als eine Auswahl der vielen charakteristischen Bauwerke der (vormals) geteilten Stadt, die auf den verschiedenen Berlin-Postwertzeichen immer wieder in ansprechender Form abgebildet wurden. Auf dem vorliegenden Numis-Brief konnten gleich drei Ausgabestellen vereinigt

werden: DEUTSCHE BUNDESPOST (die Gedenk-Ausgabe «Brandenburger Tor»), DEUTSCHE BUNDESPOST BERLIN (Einzelmarke aus dem Sonderblock «750 Jahre Berlin») und DEUTSCHE POST (das Dauermarken-Motiv «Brandenburger Tor»). Aus einem guten Grund wurde die Marke der Deutschen Post einbezogen: Neben den Berlin-Ausgaben der Deutschen Bundespost verloren nämlich auf den obengenannten Termin auch alle Marken aus der «DDR-Übergangszeit» vor der Wiedervereinigung ihre Gültigkeit.

Der Sonderstempel erinnert ebenfalls an das «Markenland Berlin», bezieht er sich doch auf die Briefmarkenschau, die speziell zu diesem Anlaß (als eine Art «Gedenk-Veranstaltung») organisiert wurde. Sein Motiv, der Berliner Bär, erschien in dieser Form bereits 1955 auf der Sonderausgabe Berlins zur Bundestagssitzung und wurde nochmals zehn Jahre vorher als Symbol des Wiederaufbaus in einer Freimarkenserie festgehalten (Berlin und Brandenburg, ab 9. Juli 1945).

Als ein politisch/geografisch bedingter «Sonderfall» begann im Herbst 1948 die philatelistische Geschichte (West-)Berlins, dessen künftige Briefmarkenausgaben bei den Sammlern auf großes Echo stossen

sollten. Der alles entscheidende Punkt war die Währungsreform, mit der auch neue Postwertzeichen einhergingen. Es werden etliche Vorläufer aufgeführt, die sich aus Vorwährungsmarken (zu 1/10 ihres ehemaligen Wertes frankaturgültig), Posthorn-Überdrucken und einigen Ausgaben der sowjetischen Besatzungszone sowie verschiedenen Mischfrankaturen aus diesen Möglichkeiten zusammensetzten.

Die effektive Katalogisierung der Berlin-Ära beginnt am 3.9.1948 mit den schwarzen, schräggestellten Aufdrucken auf Werten der sog. «Kontrollratsausgabe» (Preise in D-Mark Ost). Ab 20.1.1949 folgen Werte der Kontrollratsausgabe mit rotem Aufdruck (Preise in D-Mark West). Am 9. April 1949 erscheinen als erste «neue» Motive sieben Sondermarken zum 75jährigen Bestehen des Weltpostvereins. Ab März 1949 wird an den Berliner Postschaltern eine «Bauten-Serie» angeboten. Nach drei Werten zu Goethes 200. Geburtstag werden nochmals verschiedene Überdrucke verwendet. 1952 folgt erstmals die Erwähnung DEUTSCHE POST BERLIN («Männer aus der Geschichte Berlins»), und 1955 erscheint auf der Furtwängler-Porträtmarke der Schriftzug DEUTSCHE BUNDESPOST BERLIN.



Foto nr.: 20

Das Ende der Sowjetunion

Am 25. Dezember 1991 kündigte einer der bedeutendsten Staatsmänner der Welt seinen Rücktritt an. Nach den Worten des Schweizer Bundesrates René Felber war Michail Gorbatschow an diesem Tag bereits der «Staatspräsident eines Staates, der nicht mehr existiert» ...

Man kann den Tag, an dem die UdSSR zu bestehen aufhörte, auf verschiedene Weise festlegen. Die Historiker werden sich sicher um eine Einigung bemühen, denn die Geschichtsschreibung erfordert präzise Daten. Für den Moment bietet sich eine Möglichkeit an, die persönlich mit Michail Gorbatschow – dem eigentlichen

Träger der historischen Ereignisse in der Sowjetunion – verbunden ist: Der erste Weihnachtstag 1991 kann als Zeitpunkt bezeichnet werden, an dem der Präsident selber endgültig den Plan aufgab, die verschiedenen Sowjetrepubliken weiterhin zusammenzuhalten. Dieses Datum verkörpert deshalb auf dem vorliegenden Numis-Brief das «Ende der Sowjetunion», dokumentiert mit dem amtlichen Poststempel von Moskau.

Die Gedenkbriefmarke erinnert an die überaus wichtigen Schritte zur Verständigung mit dem Westen, die Gorbatschow erst vor wenigen Jahren einleitete. Mit einem symbolischen Handschlag unter den Flaggen der UdSSR und der USA verdeutlicht das Markenmotiv die Annäherung, die nach vierzig «kalten» Jahren zwischen den beiden Großmächten vor sich ging. Gorbatschows Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, und selbst die letzte Phase darf nicht durchwegs als eine negative Entwicklung gewertet werden. Schließlich ist sie lediglich die konsequente Weiterführung des Weges, dessen Ziel ein demokratisch regiertes Rußland war. Sicher: die Anführer der neu gebildeten «alten» Republiken sind sehr stark der Gefahr ausgesetzt, wieder zu Diktatoren zu

verkümmern. Die jüngsten Entwicklungen belegen jedoch klar, daß wenigstens ein guter Teil von ihnen der Demokratie zum Durchbruch verhelfen wird.

In seiner offiziellen Rücktrittsrede ging Gorbatschow auf die Hintergründe ein, die ihn zu seiner Entscheidung bewogen: «Liebe Landsleute, Mitbürger! Im Zuge der neu entstandenen Situation mit der Bildung der Gemeinschaft unabhängiger Staaten beende ich meine Tätigkeit im Amt des Präsidenten der UdSSR. Ich treffe diese Entscheidung aus grundsätzlichen Erwägungen. Ich bin immer fest für die Selbstbestimmung und die Unabhängigkeit der Völker eingetreten, für die Souveränität der Republiken, aber ebenso auch für die Erhaltung des Unionsstaates, die Einheit des Landes. Die Ereignisse haben sich in eine andere Richtung entwickelt. Die Politik der Auflösung dieses Landes und der Zerstückelung des Staates hat sich durchgesetzt. Ich kann mich nicht damit einverstanden erklären. Nach dem Treffen von Alma-Ata und den dort getroffenen Entscheidungen hat sich meine Position in dieser Frage nicht geändert. Zudem bin ich der Überzeugung, daß Beschlüsse dieser Tragweite nur auf Grund einer Willenserklärung des Volkes





Foto nr.: 21



Baden-Württemberg, das Land im Südwesten der Bundesrepublik, erfreut seine Besucher mit landschaftlichen Schönheiten. Aber auch geschichtlich hat dieses rund 35000 Quadrat-kilometer große Gebiet Interessantes zu bieten.

Wer jemals in Baden-Württemberg gelebt hat, weiß die üppige Schönheit und Vielseitigkeit dieses Landes zu schätzen. Und wenn es Frühling wird, dann zuerst im Markgräflerland. Dort zeigt er sich von seiner schönsten Seite. Er läßt bald die Kirschen blühen und die Rebstöcke an den Weinhängen gedeihen. Es ist ein gesegnetes Land, dieses Markgräflerland, das in der Südwestecke des Bundeslandes Baden-Württemberg liegt. Zum guten Wein gehört hier die gute Küche und ein Klima, das schon die alten Römer schätz-

ten. Sie gingen ins heutige Badenweiler und suchten Heilung im Schwarzwälder Wasser. Und so wie im Land am Westrande des Schwarzwaldes, so ist es im ganzen «Ländle». Denn fast überall in Baden-Württemberg wachsen Weine, und wo an den Hängen keine Rebstöcke stehen, da rauschen dichte Wälder.

Ja, man könnte direkt ins Schwärmen geraten, wenn man an die spektakulären Schönheiten oder an die vielen stillen Winkel dieses Landes denkt. Wer jemals den Schwarzwald durchwandert hat, oder wer fernab von jedem Autoverkehr mit dem Fahrrad über die Schwäbische Alb gefahren ist, weiß, wovon die Rede ist. Da kommt die Fahrradtour zum Bodensee wieder in Erinnerung, die vielen kleinen Abenteuer in Wald, Feld und frischer Luft, der Gang durch das Kloster Maulbronn, das zu den besterhaltenen Klosteranlagen Deutschlands gehört. Hier hat übrigens der Doktor Faust versucht, dem Geheimnis der Goldherstellung auf die Spur zu kommen. Es ist ihm bekanntlich nicht gelungen. Angeblich wurde er im Jahr 1480 in Knittlingen geboren, und 1539 soll ihn im Wirtshaus zum Löwen, im Breisgauer Staufeu, der Teufel geholt haben. Da wir gerade bei der Geschichte angelangt sind:

Baden-Württemberg genießt neben vielen anderen Vorteilen auch noch den Vorzug, sich eine «zweifache Vergangenheit» zu eigen machen zu können – die von Baden und die von Württemberg. Beide Länder standen sich einmal als Nachbarn «gegenüber». Und doch mußten sie innerhalb des Reiches im Schatten des «mächtigen Frankreich» leben. Schließlich waren es die vielen Gemeinsamkeiten, denen es zu verdanken ist, daß beide Länder zueinander fanden. Nicht ganz freiwillig, aber am Ende des Zweiten Weltkrieges zogen sie, der Not gehorchend, unter ein gemeinsames Dach in der Landeshauptstadt Stuttgart. Auch wenn sich heute hier und da Vorbehalte gegen den einstigen Nachbarn regen, so doch nur in nicht ernst gemeinten Redensarten – ganz so, wie es auch unter lieb gewonnenen Verwandten üblich ist.

Vom Hochrhein nach Nordosten bis zum Nördlinger Ries erstreckt sich – 220 Kilometer lang und bis zu 40 Kilometer breit – die Schwäbische Alb, früher auch Schwäbischer Jura genannt. Sie bildet die Hauptwasserscheide zwischen Rhein und Donau. Ihre Berge sind bis zu tausend Meter hoch. Bewaldete Täler und kahle Hochflächen bestimmen das Bild dieses



Foto nr.: 22

